universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Stunden des Lebens

Trentini, Albert von

Berlin [u.a.], 1913

Die Gebeugten

urn:nbn:at:at-ubi:2-9707

Die Gebeugten.

Was Maria und Lukas ſo zueinanderzog, war, daß jeder von ihnen am anderen ſah, wie er unglücklich war. Das wirkliche Gefühl der Unglücklichen bedarf keiner heftigen Äußerungen. Maria war ihrem Mann zugetan, weil ſie genau einſehen gelernt hatte, daß er an ihrem Unglück nicht die Schuld, ſondern daß er nur eine von deſſen Urſachen war. Und die beiden Kinder, Lila und Fredi, die konnten ja noch weniger etwas dafür, daß ſie oft weinte oder trüb und hoffnungslos aus dem Fenſter blickte. Das Schwere, das lag wohl in ihr ſelber; früher Unverſtand, jugendliche Blindheit, unwiſſende Wallung des ſehnſüchtigen Herzens hatten ſie einem unlöslichen Lebenskreis vermählt, ehe ſie zum klaren Erkennen ihrer einzigen Lebensmöglichkeit gekommen war.

Das alles verſtand Lukas, wenn er je und je mit ihr zuſammenkam. Es waren niemals bequeme, ſorgſam ausgewählte Stunden, die ſie einander näherten, Maria kam mit ihrem Mann in Lukas' Haus, oder Lukas mit Ellen in Pauls Haus, oder ſie nahmen zuſammen eine Loge im Theater, oder machten Sonntags vereint einen

Spaziergang über Land. Allein zuſammen waren ſie alſo höchſtens für Minuten. Aber Unglückliche verſtehen einander nicht nur leichter als Glückliche, Unglückliche, deren tiefſtes Leid Ketten ſind, gegen die nur die Überkraft der freiheitsfordernden Jugend noch kämpfen könnte, verſtehen einander in den banalſten Situationen, weil gerade dieſe die wahrheitsgetreueſten Schilderer ihrer Ketten ſind.

Solche Menſchen haben auch die größte Scheu davor, andere unglücklich zu machen, und die volle Überzeugung von der Nutzloſigkeit ſolchen Beginnens. Wer weiß, daß nur ein anderer ſeinem Glück im Weg ſteht, der kommt nicht zur letzten Weisheit der Unglücklichen: der Ergebung, ſondern dem iſt der gegenwärtige Zuſtand nur deshalb ſo düſter geſchwärzt, weil er ſtets die Helle vor ſich ſieht, die Selbſtbefreiung noch ſchaffen könnte. Dieſe Helle aber ſahen Maria und Lukas nimmer vor ſich.

Lukas hatte Ellen geheiratet, als das Feuer ſeiner Künſtlertalente daran geweſen war, ihn zu verzehren. Vielleicht hatte er vom geſitteten Vaterhauſe die Angſt vor jeder Bohème, ja ſchon vor dem vollen Ausleben des eigenen Ich,

vor dem Begriff „Künſtlernatur“ mitgenommen. Ellen war, als ſeine Bilder zum wilden Spiegel ſeiner erotiſchen und großzügig-phantaſtiſchen Abirrungen und ſeiner ſouverän ſich gehenlaſſenden Undisziplin iertheit geworden waren, wie ein Gegengift vor ſeiner Seele erſchienen, die davor zurückſchreckte, die rechte Grenze zwiſchen dem Prieſtertum und der Teufelsfreiheit der Kunſt zu ziehen. Und tatſächlich bekamen ſeine Bilder nach mehrjähriger Ehe etwas Gegliedertes, Erwogenes, etwas Sauberes, das nur der Ausſtrahl von Ellens charakterfeſter, gerader und blanker Natur ihnen angehaucht haben konnte. Und ebenſo wie Maria, die in ihrer vorehelichen Zeit an Träumen nach fernen Himmeln und Erden, nach der Sammlung all ihrer vagen Gefühle in den ſchöpferiſchen Kern einer Idee ſchwer getragen hatte, bereits nach dem erſten Kind ihrem Paul dafür dankte, ihr anſtatt der Träume Wirklichkeiten gegeben zu haben, die nun wie ragende Pfeiler zu Seiten ihres Weges ſtanden und dieſen wieſen, küßte Lukas oft die feine Hand ſeiner Frau, die ſeine unverkäuflichen Kompoſitionen zu verkäuflichen Bildern gemacht hatte.

Aber noch ein paar Jahre .... und dieſe Illuſion war erkannt! Sahen es Maria und Lukas zuerſt mit Entſetzen, daß aus der ſcheinbaren Fülle greifbaren Gatten- und Familienglücks untötbar wieder ihre, jedweder Begrenzung feindliche Künſtlerſehnſucht emporgetaucht war und nun weder von der ſchlafzimmerlichen Beſtimmtheit dieſes Glücks, noch von den mutigſten Verſuchen, es ſich als endgiltigen Rahmen ihrer Leben einzureden, weiter unterdrückt werden konnte ... zuletzt fügten ſie ſich willig darein, dieſe unbeugbare Macht als das Einzige zu lieben, was ſie ganz noch lieben konnten,... vielleicht weil ſie ſie inſtinktiv als ihr Eigenſtes erkannten, als das, was nur zu ihnen allein verwandt ſein konnte und wollte. Die Tage ihres Unglücks aber begannen erſt mit jenem Augenblick, in dem ſie das nimmer nur inſtinktiv, ſondern bewußt feſtſtellten, und ſich trotzdem nicht mehr von ihren Kreiſen abkehrten.

Jeder, der ſeine Heimat verloren hat, ſucht zuerſt eine neue. Wer geirrt hat, will zuerſt den Irrtum ausbeſſern. Denn die Erkenntnis, daß wirklich Verlorenes niemals wieder ganz erſetzt, und einmal gegoſſene Form nicht beliebig zer-

trümmert und neu gegoſſen werden kann, rückt erſt viel ſpäter an. Und ſo war es zu erklären, daß, wenn Lukas ſeine Einſamkeit als Ausſchluß von jeglicher Freude, Maria, die ihre als langſam niederfallenden Tod empfand, ſie einander ſuchten. Die Liebesbeziehungen zwiſchen Menſchen verſchiedener Ehen haben, wenn dieſe Menſchen mit ihrem anfordernden Alltag in der Ehe ſtehen, nicht dieſelben Ausdrucksmittel und Entwickelungszeiten, wie die Verliebtheiten aller Epiſodenſucher.

Lukas und Maria war mit einem verſtohlenen Händedruck, einem kühn wagenden Blick oder einem günſtig gefügten Alleinſein in ſicherem Zimmer nicht zu helfen. Sie hätten ohne weiters den lächerlichen Kontraſt zwiſchen ſolchen Lappalien und dem in ihrer Ehe verankerten Pflichtzwang gewittert. Aber wenn Maria in Lukas' Atelier ſtand und weder lobte noch tadelte, aber mit entſchleiernden Augen den Kampf erkannte, den hier Genie gegen Verflachung ausrang, oder wenn Lukas ſie von ſeinem Fenſter aus im Garten unter der Feberſonne gehen ſah, ſtill und gefaßt, und wußte, daß der Herzſchlag der Unausgefüllten weit hinausdrang

in die ſtummen Geſetze der Natur, die Blumen und Frühling ebenſo werden läßt wie Leid und Zorn, dann mochte es ſein, daß beide ahnten und dachten, ſie könnten ſich gegenſeitig erlöſen.

Der März kommt aus tiefſter Erde, aus tiefſtem Waſſer und aus tiefſter Luft, ſprunghaft, mitten aus glatt ſich abwickelndem Winter, und wirft zu plötzlichem Chaos Stillſtand, Entwicklung und Zukunft durcheinander. Nicht nur ſenſible Naturen folgen dem Ruf vorzeitig drängender Knoſpen, verfrühter Sommerhimmel und voröſterlichen Schwalben. Auch Lukas und Maria wurden von dieſen ſturmfreudigen Tagen unverſehens aus dem Gleichgewicht gehoben, das ihnen die beharrliche Stählung der Treue gegen ihr Leben geſchaffen hatte. Plötzlich ſahen ſie das Geſicht ihres Lebens häßlich, und ſo ängſtlich ſie nun nach etwas ſuchten, was es verſchönen ſollte, . . . ſie fanden nichts mehr. Bisher war Ellens klare Stimme, die faſt zweckmäßige Geradheit ihrer Gedanken und ihre blonde Mutterſchaft für Lukas der Arm geweſen, der jeden jähen Drang der Empörung kraftvoll am Aufſtehen gehindert hatte. Paul, Marias Gatte, hatte in ſeiner angeſtrengten Sorgfalt, ihr ein behagliches

Heim zu ſichern, und ſeine trockene, grundehrliche Seele ihr unentbehrlich zu machen, immer eine Beſonnenheit auf ſie gelegt, die den Glanz ihrer werbenden Perſönlichkeitsträume zweifelhaft machte. — Jetzt war von all dieſen Hemmungen nichts mehr zu ſpüren! Die Wände des eigenen Hauſes, der eintönige Schritt des eigenen Tags wurden in beiden Seelen zu Unerträglichkeiten. Die Worte der Güte und Tapferkeit kamen nicht mehr aus ihrer Bruſt, und flüchteten ſie zuletzt zu den Kindern, dann ſtaunten ſie nur über die Verlogenheit des Sprichworts, das ſagt: Kinder kitten jede Ehe zuſammen. Denn auch die Kinder hatten ſie nicht erſchöpft und nicht feſtgeſtellt . . . ihre Naturen waren noch immer unvergeben und frei!

Wenn ſie ſich jetzt ſahen, waren ſie verlegen. Maria kam nicht mehr in Lukas' Haus, er nicht mehr zum Freunde. Anſtelle der Freundſchaft zum Gatten des anderen trat ungerechter Haß. Mit Mühe behielten ſie vor den ihrigen ein helles Geſicht, und nur die kurzſichtige Vertrauensſtärke Ellens und Pauls konnte es zuſtande bringen, von dem, was in Lukas und Maria wogte, nichts zu ahnen. Lukas malte auch nicht

mehr, und Maria ſtand länger als je vor dem offenen Fenſter und trank die Märzluft; gierig und nimmer geduldig. Und ſo bedurfte es nur einer zufälligen Gelegenheit, um ſie zu einander zu führen, denn beider Gedanken ſchritten ſich ſchon zielgerade entgegen und wußten ſich von der Verſuchung umlauert, eine ſolche Gelegenheit gleich beim erſten Sich-Darbieten zu erfaſſen . . . .

An einem der letzten Märztage verreiſte Paul, und Lukas erfuhr es. Er ließ noch zwei Tage verſtreichen, am dritten aber ſchickte er Ellen mit den Kindern zum Beſuch in die Nachbarſtadt, und als aus ſeinem Atelier die Mittagſonne wegſtrich, war er entſchloſſen. Er rannte aus dem Hauſe, ſchritt eilig durch den Garten und klingelte endlich mutig vor Marias Tor.

Sie war erſtaunt, und ſie war auch nicht erſtaunt. Sie ſtand, als er eintrat, mit fliegenden Pulſen im hellgelbſonnigen Korridor. Angſt und Seligkeit zugleich pochte ihr Herz. Aber als Lukas, der lächelnd ſeinen Hut in der Hand hielt, nach langem Befangenſein ſagte: „Gehn wir zuſammen in die Sonne!“ lachte ſie froh und war gleich bereit.

Sie gingen durch die Sonne. Zwiſchen der kleinen, funkelnden Stadt und den umgürtenden Bergen lagen kahl die Rebgärten. Die Böden waren ſchon grün, die Weidenruten, mit denen die alten Weinſtöcke an die Pergelpfähle gebunden waren, glänzten fröhlich, und der hellblaue Bach, der zwiſchen ſchimmernden Nachmittagsufern dahinrann, ſtrahlte alle Luft des Lenzes aus ſeinen Wellen. Und wo ſie ſchritten, und wohin ſie ſchauten, überall redeten Stimmen der Wiedergeburt, . . . niemals ſo inbrünſtig waren Lukas und Maria von der Glorie des Kampfes ergriffen worden, den die Beſcheidung des Winters und die Herrſchſucht des neuen Erdbluts alljährlich miteinander fechten. Aber, ſo wie Menſchen, die in der nächſten Stunde von ſich das Wunder erwarten, das weit über allen Schönheiten der Welt ſteht, auch die zauberhafte Szenerie für noch zu wenig würdig deſſen halten, womit ſie ſie zu füllen reich genug ſind, ſo ſchritten Maria und Lukas von der Gruppe grünender Fliederbüſche weg über die tanzende Brücke, wo der Blick offen ſtand nach der Unendlichkeit von Himmel, Bergzug und Gartenwelle, weiter hinaus in das freie, ſonnüberflutete Land, und ſagten jeder zu ſich: noch nicht, . . . noch nicht! . . .

Als dann die Sonne nicht mehr hoch über dem Bogen der ſchneebereiften Duglia ſtand, fand ſich mitten im erſten Grün geräumiger Wieſen ein alter verlaſſener Bauernhof, über den noch kahle Nußbaumäſte ſich breiteten, . . . und an der Sonnenſeite des verwitterten Gemäuers eine gebleichte Bank. Darauf ließen ſich Lukas und Maria nach langem Zögern nun nieder. Und jetzt, ſo fürchteten, ſo hofften ſie, würden die Herzen, die im ſtummen Gang nebeneinander ſo ſchwer und klopfend geworden waren, alle Laſt ſprengen.

In beiden war dieſe Gewißheit, und beide wagten darum kaum, ſich zu bewegen. Denn jede Änderung ihres Blicks, der ſtarr hinausgerichtet war in die Weite des ſüdlichen Abends, jedes Wort, auch wenn es Unbedeutendes ſagte, mußte nun die monatelange Reifezeit ihrer gegenſeitigen Sehnſucht verraten, die winteröde Hinnahme ihres kalten Schickſals, und die noch jugendlich drängende Wildheit des Begehrens nach einem neuen. Und ſo ſchwiegen ſie fiebernd, gewiß jeder des anderen Bewegungsloſigkeit verſtehend, und fühlten immer deutlicher, wie dieſe erträumte Stunde nun die größte Bedrängnis

wurde von allen, die ſie zuletzt, jeder einſam, gekoſtet hatten.

Es war ein ſonderbares Eintreffen, daß, als endlich Lukas, ſich nimmer beherrſchend, Marias Hand ergriff, die Sonne jäh aus der goldenen Wieſe verſchwand. Schnell, um nicht zu ſagen, eilig, ſank ſie hinter den ſchneeblauen Kamm der Duglia unter. Lukas bemerkte es, Maria bemerkte es. Sie ließen die Hände beiſammen, aber das Wort, das ſie nun endlich hätten ſagen können, ſprachen ſie nicht mehr aus. Wie von einer Viſion wurden ihre Augen, nein, ihre ganzen Menſchen, gefangen genommen vom ſchrittweiſen Rückzug des Lichts, das zuerſt das ebene Rebland des rechten, dann das des linken Flußufers verließ, dann die jenſeitigen Porphyrwände der Berge mit ihren Kapellen und Schlöſſern zuckend angoldete und zuckend dann blaute, endlich in den noch gelben Hochwaldlärchen der Rücken rote Feuer anfachte, raſch wieder löſchte, und ganz zuletzt im Himmel garbenaufzündend erſtarb. Dann, als das geſchehen war, löſten ſie kurz ihre Hände. Und hatten nun wieder die volle Sicherheit des Blicks, die uneingeſchränkte Freiheit der Bewegung, — und als hätten ſich auch ihre See-

len von einander losgeriſſen, auch wieder die klare Sehkraft des erkennenden Gedankens. War es das Sterben des Lichts geweſen, das ihnen urplötzlich geſagt hatte, daß ſie nimmer einen Menſchen ſuchten, der ſie ergänzte, daß keiner mehr ſie zu ſeinem Teil machen könnte, ja, daß auch die brennendſte Liebe ihnen nicht mehr aufhelfen würde? Oder war es die ſichtbare Alleinherrſchaft des Schattens, der in ſeinem rückſichtsloſen Verdrängen des Lichts darlegte, daß die Sonne nur ſeine Unterbrechung, nicht aber ſeine Beſiegung war? Denn jetzt traten ihre Seelen in jeder vorrückenden Sekunde entſchloſſener von der Reiſe zurück, die ſie heute unternommen hatten, und kehrten heim in die unabänderliche Einſamkeit ihrer Leben, weil ſie ſie jetzt als unabänderliche erkannten . . .

Maria erhob ſich zuerſt. Einen Augenblick lang ſtand ſie vor Lukas, mit herabhängenden Armen und geöffneten Händen, wie das Bild der Armut ſelbſt. Dann folgte er ihr, ſie ſahen ſich an, verſuchten freimütig zu lächeln, und lächelten zuletzt wirklich. Dann aber, während ſie über die Wieſen hinſchritten, dem Damm des Fluſſes zu, der ſie heimführen ſollte, legten ſich

ihre Blicke immer tiefer und verwandter auf die in Dämmerung verſinkende Landſchaft, und ohne ein Wort zu reden, ließen ſie die langſam vorbeiſchreitenden Bilder ſich zukommen. Wer gläubig iſt, richtet in Stunden verſagender Lebenskraft ſeinen Blick noch zu Gott . . . wer nimmer glauben kann, bindet verzweifelt die entfliehende Hoffnung an die ſichere Exiſtenz der ſichtbaren Dinge. So ſpielten die dunkel geduckten Berge, deren Fels unter aufſprießendem Wald gewiß und feſt war, die Lichter aus der Stadt, die die Stadt bewieſen, und der leiſe Hall der Tritte im Dammgras den Schreitenden die Melodie vor, die mit der Melodie ihrer Seelen voll harmonierte. Und je länger ſie ſtumm nebeneinander heimgingen, um ſo größer wurde in ihren lauſchenden Tiefen, die keiner Lüge mehr offen waren, die Gewißheit, daß das Leben, mehr als ein Wettſtreit ums Glück, die Notwendigkeit des Geſchöpfs iſt, ſeine Träume jeweils an der ihm innewohnenden Kraft zu meſſen.

Auf der Brücke, als ſie über die ſchwingende Brücke in die Hut der Stadtgärten eintraten und ſchon nicht zu ferne die Lampen aus ihren Häuſern blinken ſahen, begann Maria zu reden. Nach

dem erſten Satz, den ſie ausgeſprochen, ward ihr bange, denn ihre Worte waren unvermittelt in das Schweigen geſprungen, und ſie wußte nicht einmal, was dieſe Worte Rechtes beſagten. Aber als ſie an Lukas' Gegenrede wahrnahm, wie er es verſtand, daß ſie nun einander ſagen konnten, was ſie wollten, da ſie ſich eben von ſich nichts ſagen konnten, ward ſie darüber froh, und im halb mühſeligen Gang durch die Pergeln, die von Gräben und Dämmen gekreuzt waren, redete ſie weiter, wahllos, von den Kindern, vom Frühling, vom Mond, der nun über den Oſtbergen aufſtieg, und ſo kamen ſie, faſt ohne es zu merken, weiter, immer weiter, und ſtanden plötzlich vor Marias Tor.

Hier ſchienen ſie eine Weile zu zögern. Sie ſtanden unbeweglich und unentſchloſſen, ſo, als käme nun wie eine jähe Woge die Beſinnung über die letztverrauſchten Stunden an ſie heran, und als wieſe ein ſtarker Arm hinauf zu den Mauern des Hauſes, vor dem ſie zögerten, und zu den Mauern des Nachbarhauſes drüben im Dunkel, und ſagte: das war euer letztes Entrinnen, . . . nun gewöhnt euch daran, in der troſtloſen Sicherheit vor allen eueren Träumen zu

leben! Aber, gerade als aus den Mauern die Stimmen fröhlicher Kinder ſchollen, der ganze wache Lärm lebender Häuſer, zog Lukas tief den Hut vor Maria nieder, gab ihr die Hand und ſagte: „Gut Nacht, alſo!“

„Gute Nacht!“

Sie ſtieg die drei Torſtufen empor, während er aus dem Kies ſchritt. Und dann drehte ſie ſich um und blickte ihm nach. Und da . . . da fiel, plötzlich und peitſchend wie ein gefährliches Gewitter, der furchtbare Gedanke in ſie: Wie, wenn er ſie nicht verſtanden hatte? Wenn er vielleicht glaubte, der Genarrte, der von einer Gewiſſenloſen oder Dummen Gefoppte, . . . oder wenn er gar dachte, der . . . Tugendheld dieſes Abends zu ſein? . . . Je und je riß das Mondlicht ſeine langſam ſchreitende Geſtalt noch aus dem unſichern Dunkel, ſie ſchien jetzt noch nahe, jetzt ſchon weit fort, . . . aber in einer Sekunde mußte ſie verſchwunden ſein! Und dann? . . .

Da ſprang Maria ſchon, das Kleid mit bebender Hand raffend, und nimmer überlegend, die drei Stufen herab, in den Kies hinein, in die Finſternis hinein, und merkte nicht, daß Lukas, vom ſelben Mißtrauen der Unglücklichen getrie-

ben, ebenfalls umgekehrt und ihr entgegengelaufen war.

„Maria!“

„Lukas!“

Ein heißer Strahl von Freude glomm in den vier Augen auf.

„Ich muß Ihnen . . .,“ keuchte er atemlos, „ich kann nicht anders, wenigſtens das Eine ſollen Sie wiſſen . . .!“

„Sagen Sie es! Sagen Sie es!“ Sie zitterte in der grenzenloſen Angſt, daß er etwas anderes ſagen würde, als was ſie geſagt haben wollte. „Sagen Sie es! Schnell!“

„Menſchen, wie uns beiden, Maria, ... ſolchen Menſchen iſt nimmer zu helfen!“

„Und darum . . .“

„Ja, darum, Maria; d a r u m . . .! Verſtehen Sie mich?“

Sie ſchrie auf. Und das Geſicht über und über in den Schimmer glänzenden Danks getaucht, nickte ſie ihm zu. Sie ergriff ſeine Hände mit ihren kühlen Händen, ließ ſie wieder los, ergriff ſie zum zweitenmal, zum drittenmal, machte ſich dann frei, ſtolz und freudig, ſchob ihn leiſe, faſt zärtlich in die Dunkelheit zurück, und

lief leichtfüßig wie ein Kind hinauf an das Tor. Und da, im Eingang zu ihrer Zukunft, der ſie nichts mitbrachte als den Troſt, von einem Unglücklichen verſtanden zu ſein und ihn zu verſtehen, gab ſie dem lächelnd Zurückſchauenden noch einmal die glänzende Dankbarkeit auf den Weg, mit glänzenden Augen.